**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 28 (1938)

**Heft:** 14

**Artikel:** Die Pfeife des Generals Dufour

Autor: Beuret-Frantz, J.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-638083

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 20.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Die Pfeife des Generals Dufour

Novelle von J. Beuret-Frantz

Der alte Tambour-Major war eine weit über die Grenzen des Jura hinaus bekannte Berfonlichfeit und ein großer, iconer Mann, der es verftand, feinen Stoch boch in der Luft wirbeln zu laffen, eine Runft, die ihm nicht wenig Bewunderung eintrug. Er pflegte vom Abend bis zum Morgen zu rauchen und war deshalb der beste Kunde des Tabakladens. Eine Rauchwolke umgab ihn, wenn er am heißen Sonnentage im bequemen Rohrstuhl vor seinem häuschen faß und jeder Borübergehende unterhielt sich gern eine Beile mit dem freundlichen Greife, der, obwohl bereits hoch in den Siebzigern, noch ftattlich wie eine Eiche baftand, frant und frei nach der Art der damaligen Soldaten redete und feine Antworten ftets mit humor murgte. Oft bat man ihn um die Gefälligkeit, eine Meerschaumpfeife "anrauchen" zu wollen. Als Dant dafür betam er dann den dazu nötigen Tabat und einige gute Flaschen Bein, den er besonders boch schätte, wenn feine Bunge nach ben ungähligen Bfeifen= zügen brennend und fein Mund troden geworden mar. Das Unrauchen der Pfeifen anderer beforgte er mit gemiffenhafter

Rürze. Zum eigenen Gebrauch hatte er eine Pfeife aus Gips, eine Art Tonpfeife, bei den Soldaten "Nasenwärmer" genannt. Mit Borliebe pflegte er Geschichten zu erzählen und so die Zeit totzuschlagen. "Benn man unter Dusour gedient hat" . . . begann er jedesmal, "so weiß man, was Leben heißt, fragen Sie nur den August." August war sein Kamerad aus den Kindertagen und aus dem Regimentsleben; die Beiden widersprachen sich gerne und wetteiserten in der Kunst, unwahrscheinliche Geschichten zu ersinden: sie erzählten die Abenteuer der Grenadiere aus der Leibwache Napoleons I. und wenn es darauf ankam, die Glaubwürdigkeit einer Erzählung zu bekräftigen, so berief sich jeder auf das Zeugnis des Abwesenden.

Ich war noch ein kleiner Junge, als mir eines Tages der alte Tambour-Major begegnete. Wir plauderten ein bischen miteinander. Als er fprach, glitt die knochige Hand des Greises durch seinen ehrwürdigen, weißen Seidenbart, den er mit einer noch anmutigern Bewegung glättete.

"Du weißt doch", redete er mich an, "daß ich unter General Dufour gedient habe?"

"So", antwortete ich erstaunt, "das wußte ich nicht, aber das weiß ich, daß der General ein tapferer Soldat und ein hervorragender Befehlshaber war."

"Außerdem", fuhr er fort, "liebte der gute General seine Leute und war durchaus populär. Eines Tages waren wir im Paradezug durch die Straßen Berns vor den Behörden vorbeidessliert. Ich ließ meinen Stock mit Silberknopf in kunstvollen Kreisen bis zwölf Weter hoch in der Lust wirbeln, . . . weiß du, ich wollte damit nur meinem hohen Chef eine Freude bereiten."

"Und wollten auch", fügte ich schüchtern hinzu, "Ihre Gewandtheit bewundern laffen."

"Aleiner Schalt", fuhr lächelnd der Tambour-Major fort, "nun ja, nehmen wir an, daß auch das der Fall war; ich erzähle dir also weiter . . Nach der Heerschau kommt der General auf mich zu, klopft mir auf die Schulter und sagt: "Du speisest mit uns, Tambour-Major." Auf diese Ehre war ich natürlicherweise nicht wenig stolz, fühlte mich aber im Ehsaal weniger am Platze



als auf der Straße, wo ich meinen langen Stock wirbeln lassen konnte. Das bemerkte der General nach ganz kurzer Zeit, seinen Augen entging überhaupt nichts . . . Beim Nachtisch stand er auf, lehnte sich an das mächtige Kamin, das den Saal schmückte und sing an, seine Pseise zu stopfen. Dann rief er mich an: "Du bist doch nicht immer so still, Tambour-Wajor, hättest Du uns eigentlich keine Geschichte zu erzählen aus dem Lande der Fichten?"

Die Erinnerung an diese längstvergangene Zeit ging dem tapferen Beteran derart zu Herzen, daß seine schasthaften, dunklen Augen übergingen. Heimlich wischte er die Träne ab und fuhr in seiner Erzählung fort:

"Zu Befehl, herr General", antwortete ich und stellte mich in Positur.

"Zünde zuerst beinen Nasenwärmer an." Dieser Zuspruch löste bei mir jede Beklommenheit, die Worte flossen mir nur so zu und ich erzählte folgendes:

Im Dorfe Beuchapatte lebte Frau Abolphine, eine fleißige und tatfräftige Witwe, Wutter von sieben — immer hungrigen — Knaben, für deren Unterhalt sie allein austam. Die einzige Hilfsquelle dieser armen Familie bestand in der Wilch einer antifen, grauen Kuh, die auf den Namen Bisette hörte, und aus den Eiern einiger ehrwürdiger, saunischer Hühner. Bei alledem machte die Familie einen glücklichen Eindruck.

Blöglich aber kam es der Bisette in den Sinn, krant zu werden. Ihre breite, geisernde Zunge ging nicht mehr hin und her zwischen den Gitterstangen ihrer Krippe, ihre großen, treuen Augen wurden glanzlos . . . Will Elend ins Haus einkehren? Wan pslegt das Tier schlecht und recht; sechs Tage verstreichen ohne Beränderung und dann nimmt die Krankheit zu. Was tun, um Bisette zu retten? Da kam Wutter Udolphine auf einen guten Gedanken: sie ging zum Herrn Bürgermeister, der dafür bekannt war, daß er durch geheimnisvolle Rezepte oder abergläubische Formeln Menschen und Tiere zu heilen verstand. Der wiederholten Bitte der Witwe nachgebend, begleitete er sie in den Stall, prüfte das kranke Tier ausmerksam, streichelte ihm

die Schnauze und erklärte: "Bedenklicher Fall, sehr bedenklicher Fall" . . . Wagte aber nicht, das baldige Ende der Bisette zu prophezeien. Dann zog er aus der Tasche ein settiges Notizbücklein, dessen Ecken vom häusigen Gebrauch abgenützt waren. Obwohl er überzeugt war, daß die Kuh bald sterben würde, murmelte er eine unverständliche Formel, und um der armen Frau einen letzten Hoffnungsschimmer zu geben, gestifulierte er mit dem Arm in seierlicher Weise nach dem Tiere hin und rief mit Donnerstimme: "Berrecke oder lauf", worauf er sich ernst und würdevoll zurückzog.

Tags darauf vollkommene Berwandlung. Die Kuh, die seit sieben Tagen auf der Seite gelegen hatte, stand an ihrer Krippe und suchte ihr Hutter. Bei diesem Anblick läust Frau Adolphine und holt ihr Heu; dann geht sie zum Bürgermeister, um ihm ihre Dankbarkeit auszusprechen.

Aber siehe da, als die rauhe Jahreszeit kam, wurden fast alle Bewohner des Dorfes von Krankheit heimgesucht, einer von einer Lungenentzündung ,der andere von einem gewöhnlichen Schnupfen, und der Herr Bürgermeifter entgeht dem auch nicht. Sein Fall wurde fogar fehr bedenklich. Die von größtem Dank erfüllte Frau Adolphine fragt oft nach seinem Befinden . . . und eines Tages erfährt fie, daß er im Sterben liegt. Nur ihrem Herzen folgend läuft fie ans Krankenbett, stößt die Magd fort, die ihr den Zutritt verwehren will, und sieht den Bürgermeister mit dem Tode ringen. Im brennenden Verlangen, ihn dadurch retten zu können, macht fie dieselbe Gefte, die fie einige Monate vorher bei ihm gesehen hatte, und ruft mit ftarker suggestiver Stimme: "Rrepiere oder lauf" . . . Da bekam der Kranke einen derartigen Lachanfall, daß das Eitergeschwür in seinem Salfe platte und er augenblicklich frei murde. Die Witme aber, in der festen Ueberzeugung ihre Dankbarkeitsschuld dem Wohltäter gegenüber beglichen zu haben, rief fröhlich aus: "Der Herr Bürgermeister hat die Bisette gerettet, da war ich ihm das doch schuldia."

"Damit, herr General, ift meine Geschichte zu Ende."

"Bravo, Tambour-Major, deine Erzählung ist reizend. Und weil heute dein letzer Tag im Dienste ist, so nimm diese Pfeise zum Andenken an mich mit."

... Und der gute General überreichte mir dies Geschent, das ich in ehrsurchtsvoller Rührung entgegennahm . . .

In der Familie des Tambour-Majors wurde diese Pfeise des Generals Dusour mit großer Pietät ausbewahrt. Bielleicht existiert sie immer noch; eine nahe Berwandte des Tambour-Majors ist vor einigen Jahren als Hundertjährige in Chaux-de-Fonds gestorben. Man nannte sie die "Großmutter Marie" und sie, sagte man, bewahrte jene historische Pfeise getreulich auf.

# "Seither . . . "

Von Simon Gfeller

"Saderment noch einmal, daß man sich auch so einfältig verklappern kann!" schimpfte ich mich in Gedanken selbst aus und
hastete durch den Wald hinauf. "Jest geht mir die Sonne
unter, bevor ich auf der Höhe oben bin, und die Berge sind
so wunderbar nahe und klar, der Goldschein liegt wohl schon
auf den Schneeslächen, und die Wälder träumen im Sonnenglanz — schade, schade!" Da schlug's unten an der Dorstirche
die sechste Stunde. Ich atmete auf und verlangsamte meine
Schritte; denn Mitte September legt die liebe Alte ihr müdes
Haupt erst eine halbe Stunde später auf das dunstblaue Juratissen.

Droben auf der Anhöhe traf ich den alten Sonnhalden-Daniel. Unter dem großen Nußbaum saß er auf der Ruhebank und guckte über Land. Ueber dem andächtigen Schauen war ihm die Pfeife erkaltet.

"Ich tät auch ein wenig abstellen, Schulmester," rief er mich an und streckte mir die Hand entgegen.

"Hab' mich schon weit unten auf den Ausblick gefreut", gab ich händeschüttelnd zurück, streifte den Kommissionen-Rucksack von den Schultern und setzte mich zu ihm. Denn wir kennen einander, der Daniel und ich, und mögen einander.

"Wirst denken: Ein Bauer — und hat Zeit, der Sonne nachzugaffen." Lächelnd sagte er's.

Ich beruhigte ihn. "Haft deinen Lebensacker fleißig bestellt wie selten einer! Wer wollte dir verwehren, den Rücken zu strecken."

Er drauf: "Es arbeiten noch viele, die älter und gebrechlicher sind als ich, bis in alle Nacht hinein und wenn's pressert, bin auch ich noch bei der Sprize. Nur wenn's so schön ist, leg' ich das Wertholz früher weg und gönne mir ein freies Halbstündchen. Es war auch nicht immer so. Früher hatte ich keine Augen für diese Pracht. Aber seither... seither..." Er verstummte, und sinnend ruhten seine Blicke auf der sonnbeglänzten Landschaft.

"Was ist's mit dem Seither?" fragte ich behutsam; denn ich witterte ein Erlebnis, und von Alten, Ersahrenen hör' ich fürs Leben gern erzählen.

"Bin fein Erzähler, fann's nicht dartun wie man sollte", entschuldigte sich der Alte bescheidentlich, "aber berichten, wie es kam, daß ich so vieles anders anschauen lernte, kann ich dir doch. Nur — schreib's dann nicht etwa auf!" zwinkerte er mich an.

Jä, jä", lächelte ich, "versprechen kann ich nichts. Wenn's mir gar zu gut gefällt, was du erzählst, könnt' ich's doch nicht halten."

"Wird nicht der Fall sein, ist gar nichts besonderes. Nur für mich..." er suchte nach Worten. "Also es ist dreizehn Jahre seither, da hat's mich geschüttelt. Ich mein', bis dorthin hab' im halbschlaf gelebt. Dann tam die bose Nacht und die bose Woche. Mitten in der schönsten Maienzeit drin. Meine Frau war schon einige Tage nicht recht zu Baß. Wir steckten aber über Hals und Ropf in der Feldarbeit. Es mar ein Jaften und Jufeln, neben dem nichts anderes Plat hatte. So achteten wir uns ihrer Klagen denn nicht viel, meinten, das gehe vorüber. Todmüde legte ich mich abends zu Bette und schlief wie ein Brett. Jest in einer Nacht bor' ich meine Frau angst= voll rufen: "Daniel! Daniel!" Ich fabr' in die Höhe. "Was ist?" frage ich, noch ganz schlaffturm. "Ich glaube, ich muß sterben", keucht sie, keucht und keucht und kann den Atem nimmer finden. Ich im Sat vom Bett herunter: "Herr Jesus Bott!" und zu ihr hin. Sie, auf dem Bettrand sigend, am Erstiden, klammert sich an mich: "Hilf, hilf!" Ich leg' den Arm um sie, und wie ich das tue, spur' ich, daß sie bachnaß ift vom Angstschweiß, und daß ihr Herz unsinnig klopft. Wie eine Dengelmaschine hämmert es, aber nur ein paar Sekunden, dann fest es aus und frampft und droht stillzustehen, dann wieder ein Unlauf, so ein verrückter, daß auch ich nichts denken kann als: Das ist der bittere Tod. Und ist mir gewesen, als sei mir mit einem Mal aller Sinn, alle Kraft und aller Mut unten ausgeronnen. Nichts anzufangen weiß ich, als sie in den Armen zu halten. Jest endlich fährt mir durch den Ropf: "Licht! Licht!" Ich fag's und tafte nach den Bolglein und will anzünden. Brechen mir die Hölzlein eines nach dem andern, und bei einem haar hätt' ich das Nachtlämpchen hin= untergestoßen. Ich frat, und frat, und auf einmal wird Licht, und ich seh' den ganzen Jammer und das ganze Elend ihres Zustandes. Aber die Lähmung ift aus mir und mit der Helle auch der Wille zum Behren wieder gekommen. "Kannst einen Augenblick allein sein? Fritz muß zum Doktor." Sie sagt nicht ja und sagt nicht nein; ich zaudere ein paar Atemzüge lang – dann hinaus, durch die Rüche hindurch, die Gadenstiege hinauf und mit beiden Fäuften an die Rammertur: "Frit! Frit! Auf, auf! Mußt den Dottor holen. Gidwind, gidwind!" Er tut einen Sat aus dem Bett, und wie ich das hör', wieder die Stiege nunter und hinein zu ihr. Ist nicht lang gegangen, fommt schon der Bub nach, nur in Hosen und Hemd, 's ist ein